

9. KAPITEL: IM WALD DER PILZE

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem halbdunklen Raum auf dicken Decken. Mein Onkel saß wachend neben mir und suchte in meinem Gesicht ängstlich nach einem Lebenszeichen. Kaum hatte ich die Augen aufgeschlagen, da stieß er ein wahres Freudengeheul aus.

„Er lebt! Er lebt!“, schrie er.

„Ja, ich lebe“, flüsterte ich mit schwacher Stimme.

„Mein Junge, oh, mein Junge! Du bist gerettet“, sagte mein Onkel und zog mich an seine Brust.

Sein Tonfall und seine Sorge rührten mich zutiefst.

Jetzt kam auch Hans näher und beglückwünschte mich zu meiner Rettung.

Ich fragte, wo wir uns befänden, aber mein Onkel antwortete nur: „Geduld, mein Junge. Morgen. Heute bist du noch zu schwach. Du hast eine Kopfverletzung und ich musste dir einen Verband anlegen. Ruh dich erst einmal aus und schlaf. Morgen sollst du alles hören.“

„Aber sag mir doch wenigstens, welchen Tag und welche Uhrzeit wir haben!“, bettelte ich.

„Es ist Sonntag, der 9. August, und wir haben elf Uhr abends. So, und jetzt werde ich keine weitere Frage mehr beantworten.“

Ich war wirklich sehr schwach. Unwillkürlich fielen mir die Augen zu und ich sank in einen tiefen, erholsamen Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fühlte ich mich bereits besser. Neugierig blickte ich um mich. Ich lag in einer wundervollen Grotte, von deren Decke prachtvolle Tropfsteine herabhingen. Der Boden der Höhle war mit

feinem Sand bestreut und es herrschte ein anheimelndes Halbdunkel. Obwohl weder eine Laterne noch eine Fackel brannte, war es unerklärlich hell. Ich hörte ein Plätschern wie die sanfte Brandung eines Meeres und ein leises Pfeifen, als ob irgendwo Wind wehte.

Einen Moment war ich unsicher, ob ich wachte oder träumte oder ob gar mein Gehirn bei dem Sturz Schaden genommen hatte.

„Es muss Tageslicht sein, das durch die Felsspalten dringt“, murmelte ich dann vor mich hin. „Es ist, als ob wir wieder an der Erdoberfläche sind.“ Ich hatte noch keine Erklärung für diese seltsamen Wahrnehmungen gefunden, als auch schon mein Onkel zu mir trat.

„Guten Morgen, Axel!“, sagte er freudig. „Dir scheint’s wieder besser zu gehen.“

„Ja, das stimmt!“, bestätigte ich und richtete mich auf.

Während ich frühstückte, bestürmte ich den Professor mit Fragen. So erfuhr ich, dass ich inmitten einer Gerölllawine den steilen Gang herabgestürzt war und in der Höhle, in der mein Onkel und Hans mich erwarteten, bewusstlos und blutend liegen geblieben war.

„Es ist ein Wunder, dass du bei diesem Sturz nicht ums Leben gekommen bist“, sagte mein Onkel. „Auf unserer weiteren Reise wollen wir uns nie mehr trennen. Denn wer weiß, ob wir dann noch einmal so viel Glück hätten und uns jemals wiedersehen würden.“

„Auf unserer weiteren Reise“, hatte mein Onkel gesagt. Waren wir also doch nicht zurück an der Oberfläche? Meine Augen wurden groß vor Staunen.

Mein Onkel bemerkte meine Verblüffung und fragte: „Was hast du denn, Axel?“

„Sag, Onkel. Bin ich gesund? Auch mein Kopf?“

„Deinem Kopf ist abgesehen von ein paar Beulen und einer leichten Platzwunde nichts geschehen. Warum?“

„Ich fürchte, dass mein Gehirn gelitten hat.“

„Dein Gehirn?“

„Ja, ich habe mir nämlich eingebildet, wir seien wieder zurück an der Erdoberfläche. Aber das stimmt wohl nicht?“

„Nein. Wir sind nach wie vor tief im Innern der Erde.“

„Dann muss ich an Halluzinationen leiden. Denn ich sehe Tageslicht, höre den Wind und die Wellen eines Meeres rauschen ...“

Hier unterbrach mich mein Onkel: „Keine Sorge, Axel. Dafür gibt es eine Erklärung, du wirst sehen – morgen.“

„Ich will es jetzt sehen!“ , rief ich und wollte aufstehen.

„Nein, Axel, nein. Der Wind würde dir schaden.“

„Der Wind?“

„Ja. Er ist recht stark! Du bist noch nicht kräftig genug.“

„Aber ich fühle mich völlig gesund!“

„Hab noch etwas Geduld, mein Junge. Sonst erleidest du einen Rückfall und wir müssen mit der Überfahrt noch länger warten.“

„Überfahrt?“

„Ja. Ruh dich heute noch aus, damit wir morgen an Bord gehen können.“

„An Bord?“

Ich wurde immer aufgeregter. Hatten wir denn einen Fluss, einen See oder gar ein Meer vor uns? Lag hier in einem Hafen ein Fahrzeug vor Anker? Ich wurde so neugierig, dass mein Onkel mich nicht mehr zurückhalten konnte. Schließlich gab er nach.

Gemeinsam verließen wir die Höhle.



Im ersten Augenblick war ich wie geblendet und konnte nichts erkennen. Erst nach und nach gewöhnten sich meine Augen an das helle Licht.

„Ein Meer!“, rief ich aus.

„Ja!“, erwiderte mein Onkel. „Das Lidenbrock- Meer. Es dürfte wohl keinen noch so weit gereisten Seefahrer geben, der mir die Ehre streitig macht, dass ich dieses Meer entdeckt habe und es darum nach mir selbst benennen darf.“

Eine gewaltige Wasserfläche breitete sich vor uns aus. Sie reichte so weit, dass das andere Ufer von dort, wo wir standen, nicht zu erkennen war. Der Wind trieb die Wellen auf den mit Muscheln übersäten Sandstrand und ließ ein wenig Gischt entstehen. Wir standen in einer unglaublich großen Höhle, groß genug, dass ein ganzes Meer darin Platz fand, und hoch genug, dass man weit oben Wolken schweben sehen konnte.

Mein Blick konnte weit über dieses Meer schweifen, denn über allem strahlte ein seltsames Licht. Es hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der Helligkeit von Sonne oder Mond. Nein, seine Leuchtkraft, sein Flimmern, das klare und trockene Weiß – all das deutete auf einen elektrischen Ursprung hin. Es war wie ein ständiges Wetterleuchten oder ein Nordlicht.

„Fühlst du dich stark genug für einen Spaziergang?“, fragte mein Onkel.

Ich bejahte und gemeinsam schlenderten wir die uns unbekannt Küste entlang.

Wir waren noch nicht besonders weit gekommen, als wir noch etwas Überraschendes sahen: Ein paar 100 Meter vor uns, an einer Landzunge, die weit ins Lidenbrock-Meer hineinragte, befand sich ein Wald. Die weit ausladenden Kronen der Gewächse erinnerten ein wenig an Sonnenschirme. Allerdings schien der Wind nicht stark genug zu sein, ihre Äste und ihr Laub zu bewegen, so starr standen die Bäume da.



Was mochten das für Pflanzen sein? Eilig gingen wir näher heran. Der Professor erkannte als Erster, was wir hier vor uns hatten.

„Das ist ein Champignonwald“, sagte er.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Jeder weiß, dass eine warme, feuchte Höhlenatmosphäre für Champignons günstig ist. Idealere Lebensbedingungen als hier konnten diese Pflanzen kaum finden. So hatten sie eine Höhe von schätzungsweise neun bis zwölf Metern und einen entsprechenden Umfang erreicht.

Aber die Pflanzenwelt dieser unterirdischen Landschaft bestand nicht nur aus diesem Champignonwald. Als wir weitergingen, fanden wir noch andere Arten von Büschen und Bäumen. Alle hatten farbloses Laub und eine Größe, die sie auf der Erdoberfläche wohl niemals erreicht hätten. Da gab es Farne, die so groß wie mächtige Tannen waren, und über zehn Meter hohe Bärlappgewächse.

„Wunderbar!“, rief mein Onkel. „So muss die Erde in der zweiten großen Epoche der Erdgeschichte, der sogenannten Übergangsepoche, ausgesehen haben. Wir kennen diese Bäume heute als niedrige Gartengewächse. Dieser Anblick wäre eine Freude für jeden Botaniker.“

„Das stimmt!“, erwiderte ich. „Es scheint, als ob die Vorsehung in diesem riesigen Gewächshaus all die vorsintflutlichen Pflanzen aufbewahrt hat, deren Aussehen unsere klugen Wissenschaftler mit so großer Mühe rekonstruiert haben.“

„Genau. Nur dass es sich außer um ein Gewächshaus auch noch um einen Zoo handelt!“

„Um einen Zoo?“

„Ja. Siehst du nicht diese verstreuten Knochen?“

„Tatsächlich. Das sind urzeitliche Tierknochen!“

Es gelang uns, so manchen Knochen richtig zu benennen. So fanden wir den Unterkiefer eines Mastodons, die Backenzähne eines Rüsseltiers und den Oberschenkelkno-

chen eines Megatheriums. All diese Tiere hatten an den Ufern dieses unterirdischen Meeres gelebt.

Der Spaziergang hatte mich ermüdet und wir kehrten um. Während wir am Ufer entlang zurückschlenderten, beschäftigte uns eine ganze Reihe von Fragen: Wenn hier so viele urzeitliche Tiere gelebt hatten und wir so gut erhaltene Knochen gefunden hatten – wer sagte uns, dass diese Tiere ausgestorben waren? Konnten sie nicht – wie die urzeitlichen Pflanzen – noch immer existieren, auch wenn wir auf unserem Spaziergang kein lebendes Exemplar gesehen hatten? Und wie weit reichte das Lidenbrock-Meer? Wohin würde es uns auf unserer Reise noch verschlagen?

Solche Gedanken und Überlegungen verfolgten mich an diesem Tag bis in den Schlaf.

Völlig erholt erwachte ich am nächsten Morgen. Ich stand auf und nahm ein Bad im Lidenbrock-Meer. Als ich vom Schwimmen zurückkam, frühstückten wir.

Hans gelang es immer wieder, aus unserem wenig abwechslungsreichen Lebensmittelvorrat leckere Mahlzeiten zuzubereiten. Vor allem kochte er unübertrefflichen Kaffee.

Nach dem Frühstück spazierten mein Onkel und ich erneut zum Meer hinunter. Der Professor wollte den Gezeitenwechsel genauer untersuchen. Er war der Meinung, dass sich auch hier, so tief unter der Erde, die Anziehungskraft des Mondes bemerkbar machen und so einen steten Wechsel von Ebbe und Flut hervorrufen müsste.

Unsere Beobachtungen bestätigten diese Vermutung: Bei Flut stieg der Meeresspiegel um etwa drei Meter an.

Alle unsere bisherigen Erlebnisse hatten nun auch mich davon überzeugt, dass die Theorie von der Zentralwärme,

von einem glühenden Erdkern, nicht stimmte und dass es darum im Innern der Erde sehr wohl komplette Landschaften und ganze Meere geben konnte.

„Wo sind wir eigentlich inzwischen?“, fragte ich. „Was sagen deine Instrumente?“

„Ungefähr 1400 Kilometer südöstlich von Island.“

„Also befinden wir uns unter dem schottischen Hochland“, stellte ich nach einem Blick auf die Karte fest. „Und wie tief sind wir?“

„140 000 Meter.“

„Und jetzt willst du also über das Lidenbrock-Meer setzen, obwohl wir nicht wissen, wie groß dieses ist.“

„Letztlich ist auch ein Ozean nichts anderes als ein großer See. Ich bin sicher, dass wir auf der anderen Seite einen Weg finden, der uns tiefer hinabführt. Und was die Größe des Meeres betrifft, so schätze ich, dass es eine Ausdehnung von ungefähr 150 Kilometern hat.“

Diese Schätzung kam mir doch sehr willkürlich und ungenau vor.

„Aber wie auch immer“, fuhr mein Onkel in seiner ungeduldigen Art fort, „wir sollten keine Zeit verlieren. Spätestens übermorgen gehen wir an Bord!“

„An Bord! Und an Bord welchen Bootes sollen wir gehen, Onkel?“, fragte ich.

„Ach was, Boot. Ein gutes und solide gebautes Floß tut es doch auch!“

„Ein Floß ist auch nicht viel einfacher zu bauen!“, rief ich. „Und ich sehe nicht, wie ...“

„Du siehst nicht, aber du könntest hören, wenn du nur wolltest“, erwiderte der Professor ein wenig spöttisch.

„Hören?“

„Ja, hören! Hast du nicht die Hammerschläge bemerkt? Hans ist nämlich bereits an der Arbeit.“

„Wie? Hans baut ein Floß? Hat er denn schon geeignete Bäume gefunden und gefällt?“

„Gefunden schon. Das Fällen war allerdings nicht mehr nötig. Komm, schauen wir es uns an.“

Und wirklich. Ein wenig weiter stießen wir in einer Bucht auf Hans, der fleißig bei der Arbeit war. Zu meiner Überraschung war das Floß schon halb fertig und aus dem noch ringsum verstreuten Holz hätte man eine ganze Flotte bauen können.

„Onkel!“, rief ich. „Was ist das für ein Holz?“

„Fichten, Tannen, Birken und allerlei andere Arten, die durch das Seewasser mineralisiert wurden. Man nennt so etwas versteinertes Holz.“

„Geht es denn nicht im Wasser unter, wenn es hart und fest wie Stein ist?“

„Dazu müsste es bereits völlig zu Anthrazit versteinert sein. Aber das dauert Jahrtausende, wenn nicht Jahrmillionen. Dieses Holz hat sich bislang noch kaum umgebildet. Sieh nur!“

Als Beweis warf der Professor einen kleineren Holzstamm ins Wasser. Und wirklich: Das Stück ging zunächst unter, kam aber bald wieder an die Oberfläche und tanzte munter auf den Wellen.

Am Abend des folgenden Tages hatte der unermüdliche Hans das Floß bereits fertiggestellt.